

Subjektformierung in der Migrationsgesellschaft: Gehirn, Körper, Sprache und Diskurs im subjektiven Möglichkeitsraum

Rudolf Leiprecht

1. Einleitung

Ich möchte versuchen, in Abgrenzung von verschiedenen Reduktionismen, einen Begriff von Subjekt zu skizzieren, der nicht den Illusionen von ‚völliger Freiheit‘ aufsitzt, zugleich aber auch nicht der Vorstellung einer ‚umfassenden Determinierung‘ folgt. Ich greife hierzu auf die Begriffe Möglichkeitsraum und Subjektformierung zurück. Subjektformierungen so wird deutlich werden, gibt es in verschiedenen Fassungen: Analysiert wird zunächst eine eher neoliberale, dann eine rassistische Subjektformierung, wobei beide Subjektformierungen in paradoxer Weise zusammenwirken können. Ansetzen werde ich meine skizzenhaften Überlegungen, Veranschaulichungen und Analysen an einzelnen Produkten der populären Kultur wie Schallplattenhüllen, Comics und Filmen.

2. Neuro-biologischer Reduktionismus

Ich bin immer wieder überrascht, dass sich Forschende und Lehrende aus den Bereichen Neurobiologie und/oder kognitiver Neurowissenschaft den neuronalen Prozessen im menschlichen Gehirn zuwenden und dann auf Grundlage ihrer Forschungsergebnisse Texte schreiben und Interviews geben, und dabei behaupten, die neuronalen Schaltungen und Prozesse im Gehirn legten fest, was Menschen fühlen, denken und tun. Ich frage mich dann immer, was das wohl ist, was da aus den jeweiligen Forschenden und Lehrenden heraus formuliert und spricht? Wie kann es zu solchen komplexen Erörterungen kommen, zu inhaltlichen Aussagen, Standpunkten und Begründungen, wie sie in diesen Texten und Reden enthalten sind? Schreibt die ‚Schaltung‘ den Text oder gibt das Interview, irre ich mich also, sind es gar nicht, zum Beispiel der Frankfurter Gehirnforscher Wolf Singer oder sein Bremer Kollege Gerhard Roth, die da schreiben und sprechen?

Noch stärker als deren wissenschaftliche Texte sind die populärwissenschaftlichen Beiträge, Interviews und vor allem Schlagzeilen, die hier ihre Wirkung entfalten. In seinen Texten bringt Singer zum Ausdruck, dass „Verschaltungen uns festlegen“ (Singer 2004: o.S.). Und Roth weist in einem Interview darauf hin, dass auch im Falle von Liebe und Partnerschaft

„(d)ie Natur (...) einem nicht die Freiheit mit(gibt), sich für Frau Meier und gegen Frau Müller zu entscheiden. Experimente zeigen, dass jeder Entscheidung, und halten wir sie noch so sehr für unseren eigenen Willen, zuvor wichtige Vorentscheidungen vorausgegangen sind – und zwar unbewusst. Wir bekommen davon überhaupt nichts mit.“ (Roth 2004: o.S.)

Ein zentrales Element der *unbewussten* Wirkungen bilden ‚Zentren‘ und ‚Netzwerke‘ des Gehirns und ihre ‚Funktionen‘ (vgl. Roth 2007: 29ff.). In experimentellen Untersuchungen zeigt sich, so Roth, dass Bewegungen – zum Beispiel das Greifen nach einer Kaffeetasse – erst *nachträglich* mit dem Gefühl „Ich will das jetzt tun!“ versehen werden (ebd.: 32): Auf neuronaler Ebene lässt sich nämlich beobachten, dass ein entsprechender ‚individueller Erlebniszustand‘ erst *nach* der Bewegung auftritt. Für die experimentelle Anordnung ist dabei die Beobachtung entsprechender Impulse in zu ‚erwarteten‘ Regionen im Gehirn und die Beobachtung einer Bewegung im Verhältnis zu ihrer zeitlichen Abfolge entscheidend:

„Mir scheint der Satz ‚nicht das Ich, sondern das Gehirn hat entschieden!‘ korrekt zu sein, denn ‚eine Entscheidung treffen‘ ist ein Vorgang, dessen Auftreten objektiv überprüfbar ist. Auf den linken oder rechten Knopf zu drücken oder (tatsächlich oder virtuell) durch eine linke oder rechte Tür zu gehen, ist (oder benötigt) eine Entscheidung, und man kann mit entsprechendem Aufwand experimentell untersuchen, was im Gehirn passiert, bevor und wenn diese Entscheidung getroffen wird.“ (Roth 2007: 33)

Um diese Vorgänge im Gehirn nachvollziehen zu können, bieten die Forscher Modelle an, wobei – so auch Roths Kollege Singer – von einer „ungemein große(n) Zahl von Variablen“ ausgegangen wird:

„In dutzenden, räumlich getrennten, aber eng miteinander vernetzten Hirnarealen werden Erregungsmuster miteinander verglichen, auf Kompatibilität geprüft, und, falls sie sich widersprechen, einem kompetitiven Prozess ausgesetzt, in dem es schließlich einen Sieger geben wird. Das Erregungsmuster setzt sich durch, das den verschiedenen Attraktoren am besten entspricht. Dieser distributiv angelegte Wettbewerbsprozess kommt ohne übergeordneten Schiedsrichter aus. Er organisiert sich selbst und dauert so lange, bis sich ein stabiler Zustand ergibt (...). Welches der vielen möglichen Erregungsmuster als nächstes die Oberhand gewinnt, ist demnach festgelegt durch die spezifische Verschaltung (...).“ (Singer 2007: 54)

Zunächst fällt auf, dass die Sprache der gesellschaftlichen Formation, vor deren Hintergrund Singer argumentiert, sich mit zentralen Begriffen und logischen Verbindungen (zum Beispiel

„Sieger“, „Wettbewerbsprozess“, „Schiedsrichter“) auch in seinen naturwissenschaftlichen Beschreibungen wiederfindet. Die neuronalen Prozesse sind hier nach dem Muster marktorientierter Leistungsgesellschaften [„kompetitive(r) Prozess“] organisiert. Allerdings erfolgt eine Festlegung, und zwar durch die „spezifische Verschaltung“. Durch die Evolution, so argumentiert Singer, hat sich eine „genetisch determinierte(.) Grundverschaltung“ ergeben, und das „zu Lebzeiten hinzukommende Wissen führt dann zu Modifikationen“: „Solange die Hirnentwicklung anhält – beim Menschen bis zur Pubertät – prägen Erziehungs- und Erfahrungsprozesse die strukturelle Ausformung der Nervennetze (...). Später, wenn das Gehirn ausgereift ist, sind solche grundlegenden Änderungen der Architektur nicht mehr möglich“ (ebd.: S. 53). Es werden also – vor allem während der Kindheit – gesellschaftliche Rückwirkungen auf die ‚Verschaltung‘ angenommen. Die Empfindung eines Selbst ergibt sich für Singer dann vor allem aus der *Zuschreibung*, die bereits in einem frühen Alter stattfindet: „(D)ie Überzeugung, frei entscheiden zu können, (beruht) u.a. auf frühkindlichem Lernen, also auf der Aneignung von Zuschreibungen“ (ebd.: 51).

Glücklicherweise gibt es zu solchen neuro-biologistischen Determinismen, wie sie von diesen beiden Autoren – und tatsächlich halte ich sie für *Autoren ihrer Texte* – vertreten werden, auch in den Naturwissenschaften eine überaus kritische Debatte. So ist deutlich, dass bereits die Reduktion, Erkenntnisse durch wissenschaftliche Experimente unter Laborbedingungen zu gewinnen, nur beschränkte Einsichten über das Fühlen, Denken und Handeln von Menschen in gesellschaftlichen Verhältnissen zulässt. Die Versuchsperson, die *bestimmte Möglichkeiten* ihrer Subjektivität aktiviert und versucht, die Kontrolle über die gesetzten Bedingungen des Experiments zu erhalten, kommt in den auf ‚objektive Beobachtbarkeit‘ und ‚Kontrolliertheit‘ angewiesenen engen Rahmungen einer solchen Versuchsanordnung nicht vor. Zudem fehlt den ‚Beobachtungen‘ die *Ebene inhaltlicher Bedeutungen*: Beobachtbar sind zwar neuronale Aktivitäten, aber – um auf das eingangs erwähnte Beispiel von Roth zurückzukommen – der *Inhalt von Verliebtheit* und seine *subjektive und soziale Bedeutung* bleiben den Forschenden verschlossen. Auch wird die Frage vernachlässigt, dass und weshalb sich auch weit nach der Pubertät mit den vorhandenen Gehirnen immerhin noch einiges lernen lässt, vor allem, wenn die Voraussetzungen dazu günstig sind: Bei der Erwartung, dass es nach der Pubertät damit in grundsätzlichen Dingen zu Ende ist und es nur noch um „eine Veränderung der Effizienz der bestehenden Verbindungen“ (ebd.: 53) gehen kann, könnte es sich selbst um eine Form von Zuschreibung zu handeln. Eine Zuschreibung dieser Art rechne ich zu den eher ungünstigen Voraussetzungen für Lernprozesse, die aber – beispielsweise bei der Einschätzung von und Erwartungen

gegenüber alter Menschen – wirkmächtig eingesetzt werden. Für die beiden Wissenschaftler Roth und Singer scheint zudem diese Annahme auf sie selbst nicht so richtig anwendbar zu sein, denn beide sind erst im späteren Erwachsenenalter der Spur ihrer Erkenntnis gefolgt, dass es sich bei der *Zuschreibung zur Erfahrung eines Selbst* um eine solche handeln muss, also ihre eigene diesbezügliche Empfindung auf einem ‚Irrtum‘ beruht.

Nun scheint es mir durchaus sinnvoll, die biologische Grundlage menschlicher Wesen *nicht* zu vernachlässigen. Es geht mir zudem nicht darum, die Existenz und Wirkung von autonom ablaufenden Prozessen im Gehirn, von Nicht-Bewusstem, Unbewusstem und Halb-Bewusstem in Abrede zu stellen. Problematisch erscheint mir jedoch die ‚Reichweite‘ und ‚Verabsolutierung‘ der Aussagen auf der Grundlage von ‚Reduktionen‘, verbunden mit der Suggestion, dass mit diesen Reduktionen ein ‚Wesentliches‘ getroffen wird: „Das Gehirn hat entschieden“ (Roth 2007: 33).

Interessant scheint mir demgegenüber, zunächst darauf zu achten, was auf biologischer Grundlage *möglich* wird und welche *besondere Qualität* und *Spezifik* sich für menschliche Wesen hierdurch ergibt. Unsere jeweiligen Leiber und Gehirne ermöglichen uns zum Beispiel die Teilnahme an Gesellschaften, die sich in historischen Prozessen seit dem Mensch-Tier-Übergangsfeld erheblich verändert haben: So ist es vom durchschnittlichen sozialen Wissen in der Steinzeit bis zum durchschnittlichen sozialen Wissen in der hochautomatisierten Wissensgesellschaft der Gegenwart ein weiter Weg, und den Gehirnen des Wesens ‚Mensch‘ war auf diesem langen Weg mit jeder neuen Generation trotzdem die Partizipation an unterschiedlichsten Gesellschaftsformationen möglich, und mit dieser Teilhabe ergab sich in verschiedener Qualität und in unterschiedlichem Ausmaß auch eine Wirkung auf die ‚Gestaltung‘ der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Aber es stimmt schon: Unsere Leiber und Gehirne ermöglichen nicht nur, sie beschränken uns natürlich auch, nicht ‚alles‘ ist – wie wir leider oder glücklicherweise wissen – möglich.

Wenn etwa Frank Sinatra – zwar nicht leibhaftig anwesend, sondern auf einem Tonträger und als Portraitzeichnung auf einem berühmten Schallplattencover – dazu auffordert: „Come fly with me“, dann wissen wir, dass (auch) dazu ein technisches Hilfsgerät notwendig ist und wir nicht unmittelbar mit unseren eigenen Leibern ‚abheben‘ können, wobei in dieser Aufforderung Frank Sinatras zusätzlich noch eine besondere Metapher für das jeweilige ‚Gehirn‘ enthalten ist: Es geht auch um das ‚Entfliehen‘ aus einem vielleicht tristen Alltag in eine ‚exotische‘ Ferne, möglicherweise auch um das vorgestellte Gefühl des ‚Fliegens‘ und ‚Abhebens‘ in der

romantischen Liebe. Die Aufforderung zum Besteigen eines realen Flugzeuges von 1957 – der gezeichnete Frank Sinatra auf dem Plattencover zeigt mit einer einladenden Geste auf die im Hintergrund abgebildete Propellermaschine – ist verbunden mit der Entwicklung und Durchsetzung von entsprechender Technologie und der Herausbildung neuer Formen von Massentourismus, und auch für breite Mittelschichten im globalen Norden wird es bald zur selbstverständlichen Möglichkeit gehören, Einladungen wie Frank Sinatra aussprechen zu können.

Es wäre dennoch fahrlässig, den eigenen Leib zu vergessen – einen Sturz aus großer Höhe würden wir nicht ohne weiteres überleben, und wir müssen unseren Kindern nachdrücklich vermitteln, dass autonom fliegende Film- und Comicfiguren wie ‚Spiderman‘ oder ‚Superman‘ nicht wirklich real, d.h. nicht ‚wie wir‘ sind.

Auf der Suche nach entsprechenden bildlichen Darstellungen von diesen ‚Helden‘, die als Repräsentationen im Diskurs auch Vorstellungen zu bestimmten *Körperbildern* vermitteln, fällt sofort auf, dass diese Helden in vergeschlechtlichten Formen auftreten und zudem für die USA zumeist eine – wenn auch in besonderer Weise muskeltrainierte – weiße Mittelschicht verkörpern (ein Beispiel dafür ist Clark Kent, die ‚Figur‘, in die ‚Superman‘ schlüpft, wenn er, immigriert vom fernen Planeten Krypton, unerkannt als Mensch, sozusagen als ‚positiver Schläfer‘, agieren will). Trotz der Ergänzung von ‚Superman‘ um ‚Supergirl‘ erübrigt es sich fast zu sagen, dass nicht die gesamte us-amerikanische Gesellschaft in ihrer sozialen, vergeschlechtlichten, ethnisierten und rassialisierten Diversität mit diesen ‚Körperhelden‘ repräsentiert wird. Da hilft es auch nicht viel, wenn zusätzlich in einer Comic-Serie ein schwarzer Superman erscheint und dieser sogleich von einer weiblichen, weißen Figur (immerhin mit dunklen Haaren) begleitet wird, die – dies könnte zumindest eine Lesart sein – ihn voller Begehren anschaut, erfasst, seine Muskeln berührt usw., wie aus einem Bilderbuch zu ‚exotisierender‘ Erotik.

Unseren Leib und seine Möglichkeiten erfahren wir sehr unmittelbar, wobei wir nur eingeschränkt über den Leib verfügen können und zugleich über Sprache u.U. versuchen, anderen darüber Auskunft zu geben, was dort ‚in mir‘ jeweils stattfindet. Wir merken dann mitunter, dass Sprache hier sehr ungenau und eher provisorisch ist, wenngleich sie immer noch eine recht präzise Möglichkeit darstellt, uns anderen mitzuteilen, die uns meist ‚irgendwie‘ auch zu verstehen scheinen.

Auch Wolf Singer oder Gerhard Roth, die beiden Gehirnforscher, die ich eingangs erwähnt habe, schreiben Texte oder geben Interviews, um sich *mitzuteilen*. Offenbar geht es hier also um Prozesse, die gewissermaßen ‚von Gehirn zu Gehirn‘ stattfinden. Dabei stellt sich die Frage,

ob Gehirne sinnvollerweise überhaupt als *isolierte Monaden* konzipiert werden sollten? Auf jeden Fall sollte bei einer Forschung, die im Experiment auf einer solchen Isolation aufbaut, stets danach gefragt werden, was eigentlich *fehlt*. Denn worauf beziehen sich die ‚Schaltungen‘ im Gehirn, auf welche Wahrnehmungen zu welchen ‚Schaltungen‘ in anderen Gehirnen, und welche konkreten *Bedeutungen* werden durch diese wechselseitigen Bezugnahmen von ‚Schaltung‘ zu ‚Schaltung‘ mit welchen *inhaltlichen* Folgen vermittelt? Recht grob lässt sich vielleicht formulieren, dass die fortwährenden Versuche, sich über das Geschehen in Leibern mitzuteilen und hierzu Denk-, Erkundungs- und Forschungsprozesse voranzutreiben, nach und nach zu biologischem und medizinischem Wissen führten, welches dann in Form sozialer Repräsentationen in die gesellschaftlichen Diskurse einging und eingeht, und es spricht deshalb einiges dafür, den *Leib im Diskurs* schließlich als *Körper* zu bezeichnen. Auf diese Weise lässt sich die Idee einer *inneren Materialität* unterscheiden von dessen sprachlich-diskursiven (auch medizinischen) Repräsentationen.

Die ‚Schaltungen‘ in den Gehirnen von Wolf Singer oder Gerhard Roth dürften sich auf Sprache im Allgemeinen und auf bestimmte Sprachen im Besonderen beziehen, und darüber hinaus auf bestimmte wissenschaftliche, politische und ideologische Diskurse in diesen Sprachen – etwa bei der Feststellung von Wettbewerb und Konkurrenz als Funktionsmuster innerhalb neuronaler Prozesse. Dabei wird deutlich, dass es in diesen ‚Schaltungen‘ in irgendeiner Weise auch um *spezifische, inhaltliche Bedeutungen* gehen dürfte, um Bedeutungen, die *ich* wiederum unter der Überschrift neuro-biologischer Reduktionismus zusammenfassen würde.

3. Weitere Reduktionismen

Nun gibt es eine ähnlich reduktionistische Aussage auch in einer sprachtheoretischen Fassung. Paul Mecheril hat sich kritisch mit einem solchen Reduktionismus auseinandergesetzt: „Der Einzelne ist (hier) nicht Autor seines Sprechens“, sondern Sprache/Sprechen findet in einem „vorgängig strukturierten Feld“ statt: Dadurch bestimmt, hat „die Sprache (...) das Sagen und ‚hat‘ damit ihre Subjekte“ (Mecheril 2006: 11). Dieses vorgängig sprachlich und diskursiv strukturierte Feld ‚handelt‘ gewissermaßen an den Einzelnen und macht sie dadurch zu festgelegten Wesen (vgl.: ebd.).

Es wäre – ähnlich wie bei den Überlegungen zur biologischen Grundlage menschlicher Wesen – wenig sinnvoll, Sprache und Diskurs zu vernachlässigen. Nicht zuletzt, weil ich ja gerade

behauptet habe, dass auch die ‚Schaltungen‘ und ‚Gehirne‘ von Wolf Singer oder Gerhard Roth keine isolierten Monaden darstellen, sondern ‚irgendwie‘ mit Sprache und Diskurs zu tun haben.

Sprache und Diskurs können – in einer sehr allgemeinen Weise – als *Rahmungen* und *Kontexte* für ‚menschliche Leiber und Gehirne‘ mit eigenen Regeln und Optionen verstanden werden, die sich jeweils zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt und an einem bestimmten Ort in der Welt und in einer Gesellschaft in spezifischer Weise ausformen. Dabei ist es auch der jeweilige Stand und die Verbreitung zugleich von *literacy* und von Informations- und Vermittlungstechnologien, die die Durchdringung einer Gesellschaft mit sprachlichen Bedeutungen reguliert, genauso wie die vorherrschende Form der Verbreitung und Aufnahme von Informationen – etwa in marktförmiger Weise – und – nicht zuletzt – die Form der politischen und ideologischen Verhältnisse und Machtstrukturen.

Wenn nun jemand in einem sprachlich-diskursiven Kontext spricht und schreibt, dann gehe ich – nach meiner bisherigen Rede wenig überraschend – davon aus, dass hinter jedem gesprochenen Wort und hinter jedem Text ‚Verfassende‘ stehen, also Subjekte, die gesprochen und geschrieben haben – womit nicht gesagt ist, dass diese Subjekte die Rezeption ihrer Werke kontrollieren können. Auf einer sehr allgemeinen, sprachtheoretischen Ebene – darauf weist etwa auch Paul Mecheril hin – sind Bedeutungen oft keineswegs eindeutig, lassen Spielräume zu und werden *kontextuell* angeeignet, interpretiert, gedeutet; dabei können sie in spezifischen Kontexten – durchaus auch auf sehr machtvoller Weise – überhört, ignoriert, missverstanden und uminterpretiert werden (vgl. Mecheril 2006: 6).

Gegenüber der Vorstellung eines autonomen Subjekts, welches gewissermaßen ‚die Dinge in der Hand hat‘, frei entscheidet und im Wesentlichen nur auf sich selbst bezogen ist – eine ideologische Konstruktion, die auch unter dem Namen ‚bürgerliches Subjekt‘ diskutiert und kritisiert wurde – gibt es also jede Menge begründete Einwände.

Solche Einwände beziehen sich auf Einschränkungen, auf die aus biologischen und neurowissenschaftlichen (Leib/Körper) und sprachtheoretischen Perspektiven vorgetragen werden. Diese habe ich kurz angedeutet. Darüber hinaus finden sich aber auch lange Debatten zum Subjektbegriff in psychologischer (etwa ‚das Unbewusste‘ oder ‚der kognitive Apparat‘), soziologischer (das gesellschaftliche System, welches gewissermaßen ohne Subjekte auskommt), sozialphilosophischer und nicht zuletzt politischer Perspektive. Solche Einwände gegen das autonome Subjekt sind also nicht nur sinnvoll, sondern unerlässlich, sofern – und dieses *sofern*

ist überaus wichtig – sofern dabei die Vorstellung eines ‚leibhaftigen‘ menschlichen Subjektes nicht völlig verschwindet und andere *Quasi-Subjekte* – ‚Schaltung‘ von Neuronen, sprachliche Strukturen und Bedeutungen, Diskurse, subjektlose Systeme, ‚innere‘ Triebstrukturen oder/und ‚verinnerlichtes‘ Über-Ich etc. – in deterministischer und zugleich reduktionistischer Weise an dessen Stelle treten.

Zusammenfassend gehe ich also davon aus, dass es zweifellos richtig und wichtig ist, darauf zu bestehen, dass Subjekte *nicht* gleichsam ‚in der Luft hängen‘ und eben keine ‚frei schwebenden‘ oder ‚autonomen‘ Wesen sind, sondern mit konkreten ökologischen, leiblichen, historischen, materiellen, sozialen, kulturellen, sprachlichen, diskursiven, politischen und ideologischen Verhältnissen zu tun haben und ihre *Möglichkeiten* durch solche *Voraussetzungen* eine spezifische Formierung, Fundierung, Rahmung und Reichweite erfahren. Zugleich ist es aber unverzichtbar, Prozesse, Dynamiken und Entwicklungen wahrnehmen zu können: Wir benötigen eine Aufmerksamkeit dafür, dass Subjekte sich als aktive Wesen entlang ihrer Möglichkeiten *bewegen* können.

4. Subjektformierung anstatt Subjektivierung

Allerdings können solche prozessbezogenen Formulierungen wie Subjektivierung – in den letzten Jahren bezogen auf Foucault und Butler sehr häufig verwendet –, aber auch Subjektbildung und Subjektwerdung – Begriffe, die in der (Sozial-) Pädagogik und Sozialisationsforschung seit längerem benutzt werden (vgl. zum Beispiel Winkler, Scherr oder Hurrelmann etc.) – überaus problematische Lesarten unterstützen.

Wenn sich etwas herausbildet, hervorgebracht wird, im Werden begriffen ist, etwas erst entsteht o.ä., dann liegt es nahe, davon auszugehen, dass es zuvor *noch nicht vorhanden* war. Es lässt sich eine Zeit imaginieren und behaupten, in der ein menschliches Individuum noch *kein* Subjekt war. Und von hier aus ist es auch nicht mehr weit zu Überlegungen darüber, dass eine Zeit kommen könnte, zu der ein jetzt noch als Subjekt anerkanntes Wesen keines mehr sein wird. Dabei kann von einem sehr unterschiedlichen Ausmaß und Umfang dieses ‚Noch-Nicht‘ oder ‚Nicht-Mehr‘ ausgegangen werden. Und die jeweilige Behauptung und Wahrnehmung als *Nicht-Subjekt* kann eine Rechtfertigung für Minderstellung, Missachtung, Unterdrückung, Ausgrenzung, Ausbeutung, ja Vernichtung liefern. Eine Verständigung auf Augenhöhe – von Subjekt zu Subjekt – wird damit ausgeschlossen und Beziehungen werden auf der Grundlage eines *Subjekt-Objekt-Verhältnisses* ‚gedacht‘ und ‚praktiziert‘. Mein Vorschlag, um solche Lesarten

bei gleichzeitig notwendigen prozessbezogenen Aufmerksamkeiten zu vermeiden, besteht darin, hier von *Subjektformierungen* zu sprechen. Gleichzeitig könnten mit diesem Begriff Prozesse der Unterwerfung und Bestimmung untersucht werden, also Prozesse, in denen individuelle Subjekte auf machtvoller Weise in eine *bestimmte Form* gebracht wurden oder gebracht werden sollen. Die Aufmerksamkeit könnte dabei auf überaus komplexe und widersprüchlich zusammengesetzte Formationen und Formierungen gerichtet sein (vgl. Diagramm 1).

Diagramm 1: Subjektformierungen

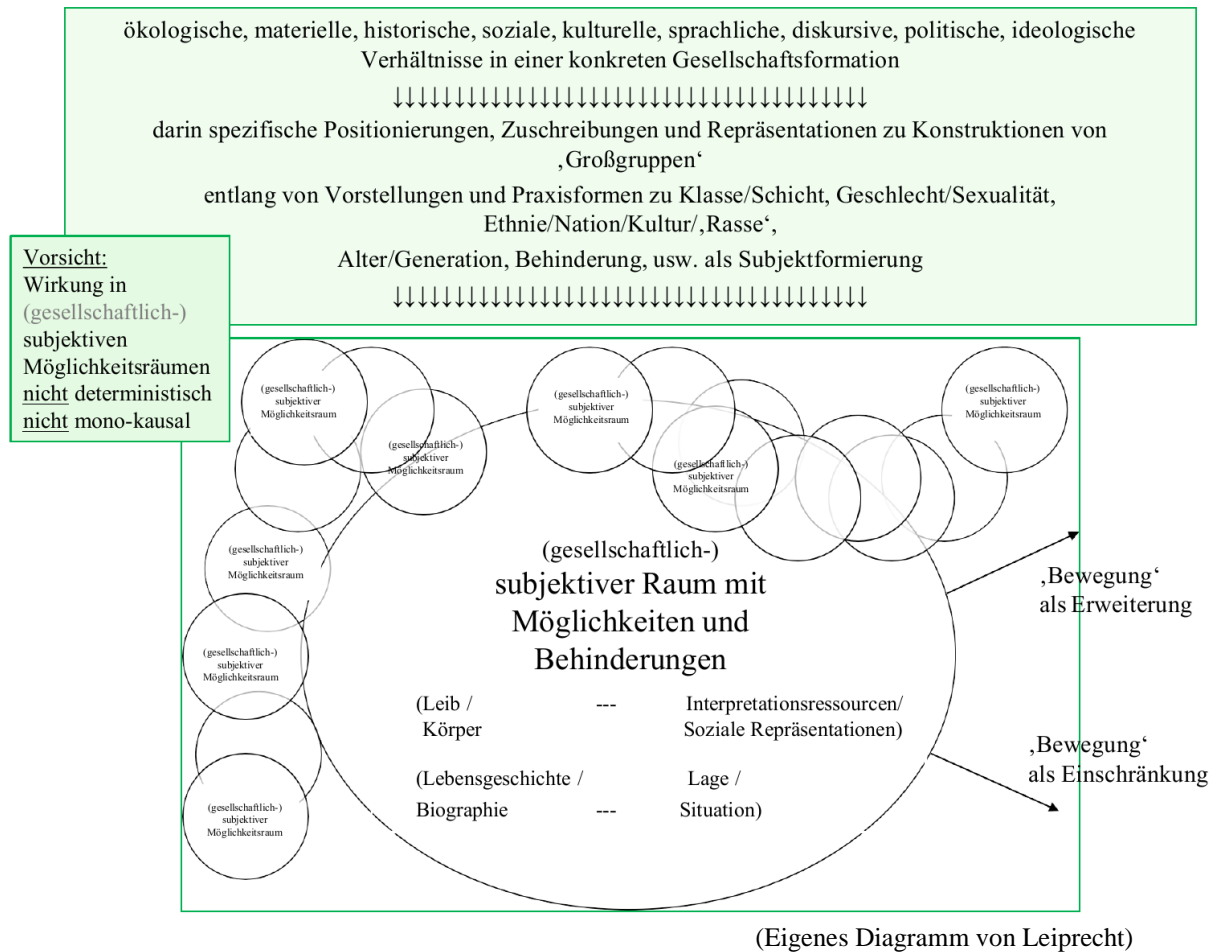
Mehrfache Möglichkeiten mit dem Subjektbegriff

Ein Subjekt kann gleichzeitig sein

- **außengeleitet** und **eigensinnig**,
- **fremdbestimmt** und **selbstbestimmt**,
- **unterworfen** und **widerständig**,
- **bestimmt** und **bestimmend**,
- **unterdrückt** und **unterdrückend**

Um solche gesellschaftlichen Formierungen, aber auch um das Subjekt *ohne die Illusion völliger Autonomie* und *ohne deterministische Reduktionen* denken zu können, erscheint mir der Begriff des *subjektiven Möglichkeitsraumes*, wie er von Klaus Holzkamp entwickelt wurde, in einigen seiner begrifflichen Grundzüge als sehr geeignet (vgl. Holzkamp 1983: 304ff.). Dabei wird davon ausgegangen, dass die jeweiligen Möglichkeitsräume durch Geschichte und Gesellschaft gebildet werden, sich innerhalb einer konkreten Gesellschaft aber für die einzelnen Subjekte unterscheiden können und es zugleich jedoch mannigfache Überschneidungen zwischen den Möglichkeitsräumen gibt. Die Subjekte werden in eine bestimmte Konstellation hineingeboren und haben hier einen Ausgangspunkt, wobei soziale Positionierungsverhältnisse (etwa entlang von Klasse/Schicht, Geschlecht/Heteronormativität, Ethnie/Nation/Kultur, etc.) zu sehr unterschiedlichen Ausgangspunkten führen können (vgl. Diagramm 2).

Diagramm 2: Der subjektive Möglichkeitsraum und seine Kontexte



Die Möglichkeitsräume des einzelnen Menschen haben innerhalb von konkreten historischen und gesellschaftlichen Verhältnissen ihren biographischen Ausgangspunkt. Sie sind jeweils verbunden mit den Möglichkeitsräumen anderer Menschen in diesen Verhältnissen (in der Graphik symbolisiert durch die umgebenden kleineren Kreise) und weisen vielfältige Überschneidungen auf. Subjekte fühlen, denken und handeln innerhalb ihrer Möglichkeitsräume: Was außerhalb ihrer Denkmöglichkeit liegt, kann nicht gedacht, was sich außerhalb ihrer Handlungsmöglichkeit befindet, nicht gemacht werden. Es ist also notwendig, das Fühlen, Denken und Handeln der Subjekte ‚von innen‘ heraus nachzuvollziehen und den diesbezüglichen *Eigensinn* zu berücksichtigen. Dabei sind die Möglichkeitsräume keineswegs statisch und unveränderbar. Sie verändern sich durch die gesellschaftlichen Entwicklungen, aber auch durch die mentalen und praktischen Aktivitäten der Subjekte: Von ihren Möglichkeitsräumen aus gesehen *verhalten* die Subjekte sich zu den ‚inneren‘ und ‚äußeren‘ Verhältnissen, und der Begriff *Verhalten*

zu macht auf die (potentielle) Reflexivität von Subjekten aufmerksam (vgl. ebd.: 237); sie werden als interpretierend und (sozial) (re-)konstruierend aufgefasst. Subjekte sind also nicht determiniert durch die ‚inneren‘ und ‚äußeren‘ Verhältnisse, sondern bewegen sich in ihren Möglichkeitsräumen, und dort haben sie die grundsätzliche Alternative, *so-und-auch-anders* zu handeln (vgl. Holzkamp 1997: 394). Dabei können *situationale und biographische Faktoren* unterschieden werden: *Situationale Faktoren* beziehen sich auf die jeweils aktuellen Konstellationen von Möglichkeiten und Behinderungen, auch Bedrohungen, Aufgaben, Sozialbeziehungen, usw., vor die sich das Subjekt gestellt sieht bzw. mit denen es zu tun hat. *Biographische Faktoren* beziehen sich u.a. auf die leiblichen und psychischen Entwicklungen und die jeweiligen Subjekt-Kontext-Verhältnisse, also zum Beispiel auf die Erfahrungen, die im Laufe der Biographie gemacht wurden, auf das soziale Wissen, das diesbezüglich angeeignet wurde, und auf die Interpretationsweisen und Interpretationsressourcen, die sich in diesem Prozess herausgebildet haben.

Mit dem Begriff *Subjektiver Möglichkeitsraum* können wir uns *jeweils selbst und andere* als „Erfahrungen machende.., wünschende.. und wunschbegabte.. Wesen“ (Mecheril 2006: 6) begreifen und dabei gleichzeitig wahrnehmen, dass wir jeweils selbst und andere „zugleich in diskursiv-ideologische Zusammenhänge eingebettet“ (ebd.: 7) sind und diese Einbettungen u.U. reproduzieren. Es kann also „die machtvolle Beschneidung von Handlungsräumen und -möglichkeiten zum Thema“ gemacht werden, und zugleich können wir uns jeweils selbst und andere einigermaßen illusionslos und ohne Omnipotenzgefühle als Subjekte denken und verständigen, „die es nicht aufgegeben haben, für Verhältnisse einzutreten, in denen Menschen ihr Leben auf ‚würdige und sichere Art‘ verbringen“ (Mecheril 2006: 13; dabei auf Grossberg 1999 verweisend).

5. Subjektformierung: Suggestion von Alleinverantwortung bei bedrohter Handlungsfähigkeit

Mit dem Film „Up in the Air“ (Regie: Jason Reitman/USA 2009) gehen wir wieder in die Luft. Allerdings handelt es sich nicht, wie noch bei Frank Sinatra, um die Flucht aus dem Alltag, vielleicht verbunden mit einem erotischen Versprechen, um schließlich mit dem Flugzeug irgendwo in einer ‚exotischen‘ Ferne anzukommen, sondern es geht um das moderne Arbeitsleben. Die Hauptfigur Ryan Bingham ist beruflich viel mit dem Flugzeug unterwegs und liebt diese Lebensführung – mitsamt den Bonus-Karten, neuesten Mietwagen, Privilegien als

Vielflieger und modern-glitzernden Hotels: „Er ist ein Musterbeispiel des globalen Nomadentums; weitgehend bindingslos und dadurch jederzeit überall einsetzbar. Als Spezialist für personelles Downsizing wird er in Krisenzeiten überall gebraucht.“ (Westphal 2010: o.S.) Ryan Bingham arbeitet in einem Unternehmen, welches Firmen dabei hilft, Personal zu entlassen. Seine junge Kollegin Natalie Keener hat die Idee, moderne Kommunikationsmittel zu benutzen, um dieses Geschäft reibungsloser und günstiger zu erledigen. Ihr Chef, Craig Gregory, ist von dem Vorschlag begeistert. Das System *Entlassung* – mit einstudierten Redewendungen, einer Materialmappe etc. – soll also in einem realen Setting, ergänzt um neue Medientechnologie, erprobt werden. Die im Folgenden beschriebene Szene aus dem Film zeigt eine solche Erprobung mit Hilfe einer Videokonferenz. Natalie Keener führt das Gespräch, Ryan Bingham (außerhalb des Sichtfeldes neben ihr sitzend) und Craig Gregory (sich in seinem Büro in Omaha/Nebraska befindend und über Skype verbunden) beobachten:

Samuels: (setzt sich, schaut auf den Bildschirm vor ihm, etwas ungehalten, irritiert) Was ist denn? Was ist los?

Keener: (sitzt also im Nebenraum vor ihrem Computer; freundlich, aber bestimmt) Guten Tag, Mister Samuels. Ich wünschte, ich hätte bessere Neuigkeiten, jedoch wird es Ihre Stelle bei (der Firma) Wordheimer nicht mehr geben.

Samuels: Was soll das bedeuten?

Keener: (mit Nachdruck) Sie werden entlassen!

Samuels: (erst leise) Einfach so? (dann etwas lauter, gereizt) Wer sind Sie?

Keener: (sachlich) Also ich bin Miss Keener, und ich bin heute hier, um Ihre Optionen zu besprechen.

Samuels: Ich arbeite seit 17 Jahren für diese Firma und kriege das von einer Viertklässlerin mitgeteilt? (sehr laut, aggressiv) Scheiße, was soll das?!!

Keener: (längere Stille, dann betont sachlich) Es ist völlig normal, dass Sie wütend werden, aber je schneller Sie sich sagen können, dass größere Möglichkeiten auf Sie warten ...

Samuels: (unterbricht, laut) Was für Möglichkeiten, ich bin verdammt nochmal 57!!!

Keener: Wer je ein Imperium aufgebaut hat oder die Welt verändert hat, war genau in Ihrer Situation. Deswegen hat er geschafft, was er geschafft hat!

(längere Stille, Mister Samuels atmet heftig)

Sie haben ein Dossier vor sich liegen, ich möchte, dass Sie es sich sorgfältig durchlesen. Alle Antworten, nach denen Sie suchen, finden Sie auf diesen Seiten. Je eher Sie diesen Prozess zulassen, desto schneller offenbart sich der nächste Schritt Ihres Lebens.

Samuels: (beginnt zu weinen, Gesicht abgewandt, Kopf nach unten)

Keener: Gehen Sie bitte jetzt in Ihr Büro und sammeln Sie Ihre persönlichen Dinge ein.

Samuels: (laut schluchzend)

Keener: Mister Samuels, das wäre vorerst alles!

Mister Samuels?
Samuels: (undeutlich, leise) Ja ...?
Keener: Mister Samuels!
Samuels: (immer noch weinend)
Keener: (laut, im Befehlston) Mister Samuels!!!

(Szene aus dem Film „Up in the Air“ 2009)

Mister Samuels zuckt zusammen und steht mühsam auf. Man sieht ihn im Nebenraum, getrennt von dem Büro, in dem Keener sitzt, durch eine Milchglasscheibe. Mister Samuels verlässt den Raum, der Kopf ist gesenkt, die Schultern hängen herab, er fasst sich an den Kopf, er weint. Mister Samuels erlebt eine persönliche Katastrophe.

Dies ist eine Szene aus dem Wunderland des Kapitalismus, der durch seine neoliberale Zuspitzung einen besonderen Schub erhalten hat. Die Individuen werden als allein verantwortlich Gestaltende ihrer eigenen Schicksale dargestellt. Alles wird als möglich erachtet, gleichzeitig sind die Individuen abhängig von den materiellen, institutionellen und sozialen Rahmenbedingungen. Dies wird jedoch selten offen thematisiert. Kritische Lebensereignisse, verbunden mit hohen persönlichen Verlusten und seelischen Verletzungen, werden vielmehr als Win-Win-Situationen umdefiniert: Mister Samuels hat es in der Hand, etwas aus der neuen Situation zu machen. Eine (angeblich) großartige Chance – so kündigt es die Entlassende Keener an – wird *besprochen*. Der nächste Schritt, so wird suggeriert, kann zu einem eigenen Imperium führen. Mister Samuels muss nur *wollen*. Alles liegt an ihm. Und dies in einem Land, das von wirtschaftlicher Krise und Rekordarbeitslosigkeit gekennzeichnet ist und in dem ältere Menschen oft für unproduktiv gehalten werden

Im Gegensatz zur Theorieskizze des Subjektiven Möglichkeitsraumes wird gerade *nicht* nach den Beschränkungen gefragt, nicht nach den Rahmungen, nicht nach den Machtverhältnissen, nicht nach bedrohlichen Konstellationen, die zu einer Einschränkung von Handlungsfähigkeit führen können. Auch die in der Szene sichtbare Subjektformierung kommt nicht zur Sprache. Mister Samuels bekommt einen letzten Befehl mitgeteilt, der zunächst wie eine Bitte klingt, wie eine offene Debatte. Dabei hat er keine Chance. Mister Samuels ist in Bezug auf die Entlassungstatsache vollständig unterworfen. Wichtig ist zudem die machtvoll durchgesetzte Sachlichkeit. Es geht hier darum, so die Soziologin, Arlie Hochschild, Emotionen, die angesichts der Trostlosigkeit allzu verständlich sind, zum Schweigen zu bringen, ihren Entfaltungsraum auf das eigene Innere zu beschränken und Entäußerungen von Emotionen ins Leere laufen zu

lassen.¹ Dabei ist das Risiko, das es auch anders laufen könnte, eine Bedingung für die Notwendigkeit der Entlassungsprofis und ihrer Firma, und die technologische Aufrüstung mit Hilfe einer Videokonferenz ist ein Mittel, um den eigenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eine distanzierte Sicherheit zu bieten. Zudem liegt die Frage auch für die Natalie Keener und Ryan Bingham in der Luft, ist vielleicht halb bewusst vorhanden, sollte jedoch angesichts des eigenen Geschäfts besser verdrängt werden – Up in the Air: Wann (und für wen und wo) bin ich nicht mehr gut genug, selbst überflüssig? Und wer wird es mir (wie) sagen? In Sicherheit gegenüber den jeweils Entlassenden zu sein ist eben nicht dasselbe, wie sich sicher zu fühlen.

6. Subjektformierung in rassistischen Kontexten

Andere, aber durchaus ähnliche Subjektformierungen werden durch *rassistische* Einteilungen, Praxisformen, Zuschreibungen und Erklärungsmuster unterstützt. Obwohl auch hier individuelle Subjekte in ihren Möglichkeitsräumen betroffen sind, verlaufen diese Subjektformierungen über die Konstruktion von Großgruppen. In solchen Prozessen von Rassialisierung und Kulturalisierung werden in sich überaus komplexe Vorstellungen erzeugt, die gleichzeitig zu spezifischen Vereinfachungen beitragen. Es werden Gruppen imaginiert, die als ‚Rassen‘, Ethnien, Völker, Nationen oder Kulturen beschrieben werden, wobei diese Gruppenkonstruktionen erstens mit (meist abwertenden, mitunter auch ‚exotisierenden‘) Eigenschaften versehen (unzivilisiert, wild, mit niedriger Intelligenz, nicht zu hohen kulturellen Leistungen fähig, usw.), zweitens aber mit einem Modell zur ‚inneren Wirkmechanik‘ ausgestattet werden: In der Logik dieser ‚Wirkmechanik‘ werden Menschen, die einer entsprechenden Gruppe zugeordnet werden, in ihrem Fühlen, Denken und Handeln als durch diese Zugehörigkeit *determiniert* betrachtet. Hierauf aufbauend erfolgt dann drittens eine Homogenisierung der vorgestellten Gruppe, womit auch eine Generalisierung verbunden ist. Und viertens haben solche rassialisierenden und kulturalisierenden Gruppenkonstruktionen spezifische Funktionen innerhalb gesellschaftlicher Strukturen und Diskurse.

¹ Es war Arlie Hochschild, die mich auf die Idee gebracht hat, diese Filmpassage zu verwenden. Sie zeigte und kommentierte die Entlassungsszene während einer Tagung im September 2013 in Norrköping (Schweden), um damit auf die Verobjektivierung und Trennung von Emotionen (*detachment*) hinzuweisen. Dabei baut sie auf früheren Arbeiten auf, in denen sie zunächst den Einsatz und die Regulierung von Emotionen innerhalb institutionalisierter Zusammenhänge analysierte [vgl. Hochschild 1983 (englisch)/1990/2006] und später an anderer Stelle Prozesse des (emotional-psychischen) Outsourcing untersuchte (vgl. Hochschild 2012).

Eine wichtige Funktion, die sich heute oft beobachten lässt, kann als eine Instrumentalisierung beschrieben werden, die gleichzeitig einen *paradoxen Determinismus* transportiert: Individuelle Subjekte werden als Gruppenangehörige entlang solcher Prozesse zu Objekten, deren Kosten und Nutzen abgewogen wird, sie werden benutzt; scheitern sie allerdings oder enttäuschen sie in Bezug auf einen unterstellten Nutzen, dann wird ihnen dafür die individuelle Verantwortung zugeschrieben, ergänzt um den nachträglich vorhersagenden Gedanken, dass von einem/einer von ‚denen‘ eigentlich nichts anderes zu erwarten war.

Solche Prozesse sind allerdings mit Kräfteverhältnissen verbunden: Wer und was ist in einer Gesellschaft auf welcher Grundlage und in welcher Weise wirkmächtig, um Vorstellungen von Gruppenkonstruktionen so durchzusetzen, dass sie als ‚wahres Wissen‘ und als ‚selbstverständliche Gegebenheit‘ verallgemeinert werden können? Und wer nimmt weshalb und in welcher Weise dieses ‚Wissen‘ entlang von welchen alltäglichen Routinen und Abläufen und bereits vorhandenen Interpretationsmustern und Praxisformen so auf, dass es in die eigenen Wahrnehmungen, Sicht- und Handlungsweisen als ‚passendes‘ Erklärungs- und Rechtfertigungsmuster eingehen kann? Dies sind durchaus keine einfachen Fragen, und dennoch sind sie möglicherweise ‚zu einfach‘ gestellt.

Wichtig ist mir jedoch, auf folgendes zu achten: Rassistische Diskurse enthalten ‚Denkangebote‘, die zu einem wirksamen Element in den Möglichkeitsräumen von Subjekten werden können. Ihre Übernahme durch Subjekte, die sich der Mehrheitsgesellschaft zugehörig fühlen, führt dazu, dass *bestimmte* Andere als spezifisch formierte Subjekte gedacht werden. Es handelt sich um einen Prozess des *Otherring*, der so weit gehen kann, dass andere Subjekte eher als *Objekte*, als Marionetten ihrer (unterstellt folgenreichen) Zugehörigkeit zu einer (konstruierten) ‚Rasse‘ oder Kultur wahrgenommen werden. Eingeschrieben in diese Logik ist jedoch zugleich, dass die Determinierung vor allem für die ‚Anderen‘ gilt, während das rassialisierende Subjekt für sich selbst im Gegenteil *Freiheit* behauptet – und genau in diesem Moment, während es den rassistischen Denkangeboten folgt, die es möglicherweise bereits verinnerlicht hat und als ‚eigen‘ bezeichnen würde, sitzt es einem Trugschluss auf, der den eigenen Möglichkeitsraum einschränkt. Das rassialisierende Subjekt verfügt in seinem Möglichkeitsraum über Privilegien und begreift sich als selbstverständlich zugehörig zur dominierenden Großgruppe. Es hat damit einen *anderen* Möglichkeitsraum als das rassialisierte andere Subjekt. Vermutlich ist sein Möglichkeitsraum aber dem von Mister Samuels doch recht nahe: Es ist selbst unterworfen, im Erleben einer Katastrophe dazu aufgefordert, sachlich zu bleiben und seine Emotionen zu

regulieren, einer Krise ausgesetzt, die mit der zynischen Aufforderung von ‚Seiten der strukturellen Macht‘ einhergeht, dies als eine Befreiung und Chance zum Neubeginn zu begreifen. Wenn die Emotionen jedoch so reguliert werden, da sie ‚nach außen‘ hin stumm bleiben und ‚nach innen‘ hin selbstzerstörerisch wirken, steigt auch die Wahrscheinlichkeit, den Grund des Versagens bei sich selbst suchen: ‚Vielleicht hätte mich ja mehr anstrengen können, ja müssen, um nicht in diese Situation zu kommen?‘

Leider fügt es sich bei einer solchen Emotionsregulierung, die von Selbstzweifel und Abwertung bestimmt ist, recht gut, wenn man sich von anderen abheben kann, die man als ‚unterlegen‘ betrachtet: Imaginäre Selbstaufwertung durch die Abwertung bestimmter ‚Anderer‘. Es ist deutlich, dass rassistische ‚Denkangebote‘ hier eine subjektive Funktion bekommen können. Gleichzeitig tragen sie allerdings dazu bei, jene Gedanken in den Hintergrund zu schieben, die auf eine Kritik zielen würden, die mit den machtvollen Strukturen und Diskursen zu tun hat; die möglicherweise das eigene Unbehagen eher als einen Impuls sehen, den ‚Dingen‘ auf den Grund gehen zu wollen; Gedanken, die eher Verhältnisse ansteuern, die über Solidarität zu Empathie führen können und auf Gruppenkonstruktionen und daran gekoppelte Zuschreibungen verzichten. Und da solche Gruppenkonstruktionen und Zuschreibungen – wenn auch mit unterschiedlichen Konsequenzen und in unterschiedlicher Mächtigkeit – meist *wechselseitig* sind, kann man sich vorstellen, dass dies dann Verhältnisse wären, die ‚für alle‘ friedlicher und sicherer sind.

Daher würde ich Mister Samuels also raten, sich nicht als Subjekt zu sehen, das ‚völlig frei‘ und ‚allein verantwortlich‘ ist, und zwar weder in der neoliberalen Variante noch in der Variante eines Rassismus, der eine Determination bei bestimmten ‚Anderen‘ behauptet und sich selbst als das Gegenteil entwirft. Dennoch ist Mister Samuels in seinem Fühlen, Denken und Handeln keineswegs völlig festgelegt, sondern kann sich innerhalb seines Möglichkeitsraumes bewegen, und gerade deshalb kann Mister Samuels als Subjekt bezeichnet werden. Und umgekehrt und zugleich allgemeiner formuliert: Wenn Subjekte tatsächlich nur Objekte wären, wäre es für sie jeweils bedeutungslos, wenn sie wie Objekte behandelt werden. Als Subjekte in ihren Möglichkeitsräumen spüren sie jedoch, wie es ist, wenn mit ihnen so umgegangen wird, *als ob* sie Dinge, Sachen, Objekte wären. Dies gilt für Mister Samuels, und dies gilt auch – um „Up in the Air“ zu bleiben – für Ryan Bingham, Natalie Keener und Craig Gregory.

Dabei stellen sich rassistische Subjektformierungen für diejenigen, auf die sie sich richten, naheliegender Weise anders dar als für diejenigen, die sie ‚benutzen‘: Zunächst kann die damit

verbundene ‚Botschaft‘ – ist sie nur mächtig genug und wird von bedeutungsvollen Strukturen und Personen getragen – als regelrechte Bedrohung (*stereotype threat*) empfunden werden. Es besteht zudem die Gefahr, dass den negativen Erwartungen, wenn man sie oft genug hört und ständig präsentiert bekommt, irgendwann Glauben geschenkt wird: Das jeweils eigene Selbstbild folgt dann den dominierenden Zuschreibungen, ist wenig positiv, schwach ausgebildet. Und wird die in der Zuschreibung unterstellte Determiniertheit in das eigene ‚Denksystem‘ übernommen, kann sich ein Gefühl von völliger Machtlosigkeit und Ohnmacht breit machen. Die eigenen Möglichkeiten scheinen zudem mit dem ‚Gruppenschicksal‘ untrennbar verbunden, wobei genau dieser Gruppe ‚von außen‘ oft nur Defizite und Negativmerkmale unterstellt werden. Gleichzeitig wird den solchermaßen rassialisierten Subjekten – da auch von Rassismen direkt Betroffene innerhalb einer kapitalistischen Gesellschaft mit teilweise neoliberalen Zügen leben – eingeredet, dass man für das je eigene Schicksal allein verantwortlich ist. Eine Handlungsoption, die dann oft vermittelt wird, fordert dazu auf, sich anzupassen und sich zu integrieren: Alle sind zwar ‚ihres Glückes Schmied‘, bestimmte ‚Andere‘ bekommen jedoch zusätzlich suggeriert, dass nur das eigenverantwortliche Handeln in Form von *Anpassung* und *Integration* zu Erfolg und Glück führen kann. Der eigentliche Inhalt von Anpassung und Integration bleibt allerdings recht unbestimmt, und die Erfahrungen zeigen oft, dass dies nur eine „Integration unter Vorbehalt“ (Schramkowski 2007) ist: Die zunächst ‚zugelassene Zugehörigkeit‘ kann jederzeit von denen, deren Zugehörigkeit nie in Frage gestellt wurde, wieder zurückgenommen werden. Die Botschaft ist also paradox – Determiniertheit/Objektstatus plus Alleinverantwortung/Freiheit – und gleichzeitig in ihren beiden Seiten jeweils an Übertreibungen und Verabsolutierungen gekoppelt. Ein Denken in Relationen und Verhältnissen ist nicht gefragt.

Rassismus wird übrigens auch in *Up in the Air* angesprochen. Ryan Bingham, der vielfliegende Entlassungsprofi, weiht seine junge Kollegin Natalie Keener in die Geheimnisse eines reibungslosen und schnellen Reisens mit dem Flugzeug ein: An den Kontrollen gelte es, sich nicht hinter alten Leuten, Familien mit Kindern und arabisch aussehenden Männern einzureihen. Dies koste Zeit, denn letztere würden eben besonders genau überprüft. Besser seien da Asiaten, die effizient und mit wenig Gepäck reisten und schnell durch die Kontrollen kämen.

„Das ist rassistisch“, sagt Natalie Keener. „Da halte ich es mit meiner Mutter“, antwortet Ryan Bingham. „Ich denke in Schubladen, das geht schneller.“ (Dialog aus „Up in the Air“).

Es ist also ein *bestimmtes Teilelement* von Rassismus, das im Film explizit und durchaus mit kritischem Unterton thematisiert wird: Ein Individuum formuliert ein rassistisches Stereotyp, es ist offen, grob und vor allem gewollt. Viele im Publikum lachen vermutlich angesichts dieser Grobheit, auch wenn einige sich vermutlich eher mit der Empörung von Natalie Keener identifizieren.

Diese offene und grobe Form von Rassismus ist meist der gerade noch akzeptierte Minimalkonsens zu Rassismus, *darauf* wird Rassismus reduziert, ergänzt noch um rassistische Gewalt. Alles andere – subtile, implizite und versteckte Rassismen, strukturell angelegte Muster, Praxisformen entlang einer Segregation zwischen Schwarz und Weiß, in diesem Kontext auch die Tatsache, dass die meisten Figuren im Film ‚weiß‘ sind – all dies wird nicht explizit zum Thema gemacht, nicht in *Up in the Air*, und in aller Regel auch nicht im gesellschaftlichen Alltag, in der Politik, in den Medien und leider auch kaum von Professionellen in pädagogischen Handlungsfeldern.

7. Schluss

Subjekte erfahren also Subjektformierungen, und bestimmte Subjektformierungen wirken sich zwar als Behinderungen und Einschränkungen ihrer jeweiligen Möglichkeitsräume aus, führen jedoch nicht zur vollständigen Determinierung. Allerdings sind Emotionen, Reflexionen und Entscheidungen stets *voraussetzungsvoll*, da sie von den Voraussetzungen innerhalb der jeweiligen Möglichkeitsräume ausgehen. Eine Entscheidung ist also nie ‚völlig frei‘, sondern es handelt sich immer um eine durch (unterschiedliche) Beschränkungen (in unterschiedlicher Weise) gerahmte ‚Wahl‘. Und: Unterschiedliche Subjektformierungen sind ein spezifisches Merkmal des jeweiligen Möglichkeitsraums. Rassismus gehört auf verschiedenen Seiten sozialer Positionierungen und mit unterschiedlichen Wirkmöglichkeiten mit dazu. Gleichzeitig stellt die Idee, dass unsere Gehirne uns regieren, wir also auch für Entscheidungen, die zur Zerstörung von Existenzen beitragen (hier am Beispiel der Kündigung von Mister Samuels) oder/und rassistische Folgen haben, absolut keine Verantwortung tragen, da sie in der Autonomie nur neurologischer ‚Verschaltungen‘ zustande gekommen sind, eine gefährliche Einfallsschneise für eine Form von Subjektformierung als geschickt maskierte Nicht-Subjekte dar.

Literatur:

Grossberg, Lawrence (1999): Was sind Cultural Studies? In: Karl H. Hörning/Rainer Winter (Hg.) (1999): *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 43-83.

Hochschild, Arlie (1990/2006): *Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle* (zuerst englisch 1983), Frankfurt a.M.: Campus.

Hochschild, Arlie (2012): *The Outsourced Self. Intimate Life in Market Times*, New York: Metropolitan.

Hurrelmann, Klaus/Grundmann, Matthias/Walter, Sabine (2008): „Zum Stand der Sozialisationsforschung.“ In: Klaus Hurrelmann/Matthias Grundmann/Sabine Walter (Hg.) (2008): *Handbuch Sozialisationsforschung*, Weinheim/Basel: Beltz, S. 14-31.

Krüger, Hans-Peter (2007): „Einleitung.“ In: Krüger, Hans-Peter (Hg.) (2007): *Hirn als Subjekt? Philosophische Grenzfragen der Neurobiologie*, Berlin: Akademie-Verlag, S. 9-24.

Mecheril, Paul (2006): Das un-mögliche Subjekt. In: Heiner Keupp, Heiner/Joachim Hohl (Hg.) (2006): *Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel*, Bielefeld: Transcript, S. 119-142.

Roth, Gerhard (2004): „Das Hirn trickst das Ich aus. Streitgespräch mit dem Moralthologen Eberhard Schockenhoff“, *Der Spiegel* 20.12.2004. Heft Nr. 52.

Roth, Gerhard (2007): „Worüber dürfen Hirnforscher reden – und in welcher Weise?“ In: Hans-Peter Krüger (Hg.) (2007): *Hirn als Subjekt? Philosophische Grenzfragen der Neurobiologie*, Berlin: Akademie-Verlag, S. 27-38.

Scherr, Albert (1998): „Subjektivität und Anerkennung. Grundzüge einer Theorie der Jugendarbeit.“ In: Doron Kiesel/Albert Scherr/Werner Thole (Hg.) (1998): *Standortbestimmung Jugendarbeit*, Schwalbach: Wochenschau-Verlag, S. 147-163.

Schramkowski, Barbara (2007): *Integration unter Vorbehalt. Perspektiven junger Erwachsener mit Migrationshintergrund*, Frankfurt a.M.: IKO.

Singer, Wolf (2004): „Keiner kann anders als er ist. Verschaltungen legen uns fest: Wir sollten aufhören von Freiheit zu reden.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Feuilleton 8. Januar 2004, Nr. 6, S. 33.

Singer, Wolf (2007): „Selbsterfahrung und neurobiologische Fremdbeschreibung. Zwei konfliktträchtige Erkenntnisquellen.“ In: Krüger, Hans-Peter (Hrsg.) (2007): *Hirn als Subjekt? Philosophische Grenzfragen der Neurobiologie*, Berlin: Akademie-Verlag, S. 39-59.

Westphal, Anke (2010): „Meilen und mehr.“ Rezension des Films „Up in the Air“. *Berliner Zeitung* vom 2.10.2010.

Winkler, Michael (1988): *Eine Theorie der Sozialpädagogik: über Erziehung als Rekonstruktion der Subjektivität*, Stuttgart: Klett-Cotta.

Winkler, Michael (1995): „Bemerkungen zur Theorie der Sozialpädagogik.“ In: Heinz Süner (Hg.) (1995): *Theorie, Politik und Praxis Sozialer Arbeit. Einführung in Diskurse und Handlungsfelder der Sozialarbeit/Sozialpädagogik*, Bielefeld: Kleine, S. 102-119.

Medien:

„Up in the Air“. Film. Regie: Jason Reitman. Paramount Pictures 2009. 105 Minuten. Nach einem Roman von Walter Kirn.

„Come Fly with Me“. Titel eines Songs (geschrieben von Sammy Cahn und Jimmy Van Heusen) und einer Schallplatte, die Frank Sinatra 1957 aufgenommen und 1958 auf den Markt gebracht hat (Capitol Studios Los Angeles/USA).